

Zwei Welten in Gonten : Schotz-Johann und Hauptmann Rusch

Autor(en): **Elmiger, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **8 (2001)**

Heft 83

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-885097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schotz-Johann
Foto: Albert Elmiger

Zwei Welten in Gonten: Schotz-Johann
und Hauptmann Rusch

DAS ORIGINAL, DER KÖNIG UND DAS DORF

Das einzige, was sie verbindet: das Dorf. Und die Tatsache, dass sie es prägen. Der Schotz-Johann, das Dorforiginal und Hauptmann Rusch, der Dorfkönig. Und dazwischen: Gonten, das Dorf.

von Albert Elmiger

DAS ORIGINAL: DER SCHOTZ-JOHANN

Sein grüner Militärkaput hängt aussen am Gadentor. Die Haustüre ist wohl schon seit Jahren nicht mehr geöffnet worden. Gras wächst davor, bis an die Schwelle heran. Rufen nützt nichts. Nur eine junge, weiss-braun-schwarz gefleckte Katze blinzelt zum Schlupfloch neben der Tür heraus. Es ist kalt an diesem Novembermorgen. Hundert Meter weiter oben liegt schon der erste Schnee. Auch die Sonne blinzelt noch – durch den kahlen Ahorn neben dem Brunnen. Nebelschwaden ziehen vom Tobel her durch den Wald. Ein dunkler Schindelschirm deckt den oberen Teil der Hausfassade, das Erdgeschoss ist getäfert. Die Fensterrahmen, die Leibungen und Simse sind weiss gestrichen. Die sechsteiligen Scheiben tun so, als ob sie weit ins Land hinaus sehen könnten. Aber der nahe Waldrand gegen Osten versperrt den Blick in die Weite. Zwischen Haus und Wald hat das Vieh den Weidboden zu einem matschigen Morast zertreten.

Auch beim Misthäuschen und am Miststock ist niemand. Nur der volle Strahl aus dem Brunnenstock ist zu hören und das Tropfen von der Traufe. Der Raureif schmilzt auf dem Dach.

Ein einziger, dünner Draht führt zum Gaden und nicht mehr weiter. Hier, auf dem Schotz – das «O» geschlossen, wie in Mond gesprochen – ist eine Endstation, ein letzter Festnetz-Telefonanschluss.

Zwei Haufen weisser Siloballen türmen sich links und rechts von der geteerten Zufahrt. Niemand da, auch bei der Remise nicht. Der Schotz-Johann ist nicht zu Hause.

Ob er am Nachmittag, so um zwei Uhr, zu Hause im Schotz oben, anzutreffen sei. Die Serviertochter im «Bömmeli» sagt: «Der Johann ist hier zu Hause.» Die schwarze Honda mit der gelben Nummer und der Kaput auf dem Sattel haben ihn verraten. Mit zwei andern Gästen sitzt er am Tisch. Der Stuhl ihm gegenüber ist noch frei. Es ist warm in der

Gaststube. Die silbernen Schweizerkreuz-Knöpfe am Tenue-B-Kittel sind bis zu oberst geschlossen. Das Gesicht vom Johann ist gerötet, vor allem die Backen. Die schütterten Haare sind mit einem groben Kamm eng anliegend nach hinten gekämmt. Drei Falten laufen zwischen Augenbrauen und Haaransatz quer über die Stirne. Seine kurze Nase sitzt hoch, hochnäsiger im Wortsinn. Der Schotz-Johann nimmt seine Toscani aus dem Mundwinkel und überlegt. Er entscheidet sich für das Bier, das vor ihm steht. Rechts davon wäre noch ein braunes Gebräu zur Auswahl gestanden, wahrscheinlich ein Alpenbitter; und links ein Kaffee im Glas, mindestens mit Rahm.

Die Serviertochter muss in die Küche. Flink zaubert der Johann ein grünes Fläschchen mit Metalldeckel aus seinem rechten Kittelsack und schüttet den Inhalt – mit der linken Hand halb verdeckt – in sein Kaffeeglas. Alle sehen es. «Für dich war wohl zu wenig drin?» Die kleinen Äuglein werden noch kleiner, die Toscani wippt in seiner Mundecke.

Ja, er könne schon in den Schotz kommen. «Zwei Uhr ist gut oder auch früher.» Seine Stimme klingt höher als erwartet und heiser, fast krächzend. Er kommt früher. Den silbrigen Metallhelm samt rostiger Schutzbrille auf dem Kopf quält er seine Honda den Schotz hinauf. Auch nach der Sanierung vor ein paar Jahren ist die Strasse übersteil geblieben, eingeklemmt zwischen zwei Tobeln. «Früher hat man das Holz in den Weissbach hinuntergelassen. Es ist richtig hinuntergeschossen. Deshalb, weil es so steil ist, heisst es hier Schotz.» Das war wohl noch zu Grossvaters und Vaters Zeiten. Beide hatten vor dem Johann schon diese Liegenschaft bewirtschaftet, vierzehn Hektaren mit Wald. Eine halbe Stunde zu Fuss wäre es bis zur nächsten Zentrale gewesen. Also wurde die Milch direkt zu Rahm und Schmalz verarbeitet – oder es wurden damit Kälber gemästet.

Gerne hat der Johann den Betrieb nicht übernommen, ein guter Bauer sei er nie gewesen, sagt er. Aber er hatte keine Wahl. 1933 ist er als einziges Kind seiner Eltern geboren worden. «So konnte ich wenigstens mit niemandem streiten.» Eine Generation vorher waren noch etwa ein Dutzend Kinder im Schotz aufgewachsen, und seine Mutter hatte in der Leugangen ob Schwende ebenso viele Geschwister gehabt.

Sieben Jahre lang muss der Johann in die Halbtages-Schule nach Gonten, viel weiter noch als in die nächste Milchzentrale. Gar nicht gern, sagt er. Immerhin ist er auf dem langen Schulweg nicht alleine. Auf dieser Talseite unter den Kronbergswaldungen gibt es noch einen Bauernbetrieb. Die Fässler haben sieben Kinder. Die nehmen den Johann mit in die Schule.

Die Jahrzahl 1953 steht auf dem Betonmüerchen an der Tenneinfahrt. Der Johann geht in die Rekrutenschule, nach Herisau, zum



Hauptmann Rusch
Foto: Leo Boesinger



Die schwarze Honda mit der gelben Nummer des Schotz-Johann und dem Kaput auf dem Lenker.
Foto: Albert Elmiger

Train. Auch im Militärdienst ist er nicht gern. Die Arbeit mit den Pferden ist schon recht, er ist ja Bauernsohn, was will man da anderes, immer noch besser als bei den Füseln. Das Beste sind die Kleider, die geben wenigstens warm, bis heute.

«Nein, ins Haus gehen nützt nichts, ich habe in diesem Herbst noch nie eingefeuert. Hier draussen ist es wärmer.» Es ist kalt draussen, auf fast Tausend Meter über Meer. Der Schnee ist nahe und noch näher liegen Hunderte von Böscheli. Das macht er gern, das dünne Astmaterial zu sechzig Zentimeter langen Rugeln zusammenbinden. Die passen genau in den Kachelofen. Nur zum Haus hinüber tragen muss er sie halt noch und unter Dach versorgen, bevor der grosse Schnee kommt.

Zuerst besorgt sich der Johann aber morgen in Appenzell noch ein paar warme Stiefel, dann ist es in der Stube auch nicht mehr so kalt. «Früh zu Bett gehe ich sowieso.» An der Südfassade des Gadens ist ein kleines Solarpanel angeschraubt, etwa einen Meter lang und vierzig Zentimeter breit. Damit wird eine Batterie aufgeladen, das gibt Strom für das Licht im Haus und für das Radio. Seit keine Tiere mehr im Gaden sind, braucht er dort kein Licht mehr. Die Batterie hält länger. Der Johann kann etwas später ins Bett.

1960 ist der Vater gestorben, sechs Jahre später seine Mutter. Seither lebt er allein auf dem Schotz. Ganz allein. Immer? Nicht ganz. Drei Jahre lang habe Albrecht Ehl bei ihm gewohnt, der Tonmeister des Stadttheaters St.Gallen. Nein, nicht nur an den Wochenenden oder in der Freizeit: Tag für Tag, drei Jahre lang, etwa. Der Johann redet nicht gerne darüber. Aber dann erzählt er doch: «Wir sind viel zusammen fort gegangen, es war schon eine lustige Zeit. Diese Musik ...» Plötzlich steht ein anderer Johann da, seine Stimme fällt in eine tiefere, angenehmere Tonlage, das Heisere verschwindet. Seine Äuglein werden zu Augen. Er lebt.

«Aber heute habe ich am liebsten meine Ruhe.» Da ist wieder der alte Schotz-Johann.

Noch zehn Jahre lang kann er auf dem Schotz seine Ruhe haben. Der Johann hat die Liegenschaft letztes Jahr verkauft. Dabei hat er sich ein zehnjähriges Wohnrecht ausbedungen. Was dann kommt, weiss er noch nicht. Wenn er gesund bleibe, könne er schon nochmals verlängern. Sonst gehe er halt ins Altersheim oder ins Bürgerheim oder ins Pflegeheim. Jedenfalls in ein Heim. Oder heim?

DAS DORF: GONTEN

Den Schotz hinab, am Campingplatz vorbei, ins Jakobsbad: an der Talstation der Bergbahn hängt eine riesige, blaue Krone mit drei Zacken: Das Signet der Kronbergbahn. Vielleicht heisst der Berg so, weil sich dort oben eine königliche Aussicht nach Süden ins Bodenseegebiet und an die erste Alpsteinkette im Norden öffnet. Unmittelbar zu Füssen liegt der Bezirk Gonten, die feuchte Hochebene zwischen Hundwilerhöhe und dem Kronberggrücken. Gonten bedeutet Wasserpfütze. Reste davon sind noch vorhanden: das Gontner Moos mit seinen Torbe-Schöpfen.

Gegen Westen, im Jakobsbad, an der Grenze zum reformierten Ausserrhoden, schliesst das Frauenkloster «Leiden Christi» Bezirk und Kanton ab, im Osten, Richtung Appenzell die Bahnstation Gontenbad mit Mineralquelle, Altersheim und Kurhaus.

Dazwischen liegt das eigentliche Dorf Gonten, ein Strassendorf, beherrscht von der Kirche und dem grossen Sägewerk. Die Schienen der Appenzeller Bahn und die Kantonsstrasse ziehen längs über die Hochebene. Ausserhalb des Dorfes nehmen die Bauernhöfe von einander Abstand: Gonten ist ein Streusiedlungsgebiet. Gut 1500 Menschen leben im Bezirk, fast nur Katholiken, fast keine Ausländer.

Von Westen her durchs Dorf geht's vorbei an Wirtschaften, an Mehrzweckhalle, Garage, Post, Bank und Schulhaus. Dann kurz vor der Kirche: die zweite Krone. Innen rot bemalt, aussen golden, mit Edelsteinen verziert, hängt sie als prächtiger Tavern am behäbigen Gasthof. Aber der Dorfkönig wartet, weiter also. Metzgerei, Bäckereien, zweite Bank, Kleiderladen, dazwischen Gasthäuser, dann der Bahnübergang, etwas Gewerbe und Industrie: das Dorf hört auf.

Dann, rechts an der Strasse, hundertfünfzig Meter nach dem letzten Haus liegt der Neuhof.

DER KÖNIG: HAUPTMANN KURT RUSCH

Seinen ganzen, langen Rücken wendet der Neuhof dem Dorf zu. Das Wohnhaus – mit Kreuzfirst am Stall angebaut – schaut über das Gontner Moos, am Golfplatz vorbei, ins Ausland, ins Vorarlbergische.

Die Haustür steht offen und als Erstes ist die laute Stimme von Kurt Rusch zu hören. Er telefoniert. Seine Frau ruft, er komme gleich. Wer hier vorfährt, will etwas vom «Hopme», vom regierenden Bezirkshauptmann, da muss Frau Rusch gar nicht erst fragen. Er hängt auf, bückt die lange, schlanke Gestalt unter der Tür durch und streckt seine Bauernhand zum Grusse entgegen. Er lacht breit und entwaffnend. Dann zieht er die Augenbrauen fragend hoch, beugt sich etwas herunter und will das Anliegen entgegen nehmen.

Zuerst erzählt er aber, was heute Morgen passiert ist. Um halb sieben ist einer wegen der Reifglätte in den Hag gefahren, hier vor dem Haus, und nicht mehr aus der Wiese weggekommen. Ein Bauer, der gerade mit dem Traktor ins Dorf musste, hat den Wagen wieder auf die Strasse gezogen. Nach einem knappen «Danke» ist er eingestiegen und wollte weiterfahren – mir nichts dir nichts. «Du zahlst dem da für das Abschleppen zuerst ein Bier, mindestens. Vorher lass ich dich nicht gehen.» Und das hat er dann auch getan.

Ist er, Hauptmann Rusch, der Dorfkönig? Die Antwort ist weder ein Ja noch ein Nein, er nimmt die Frage ernst. «Wer ein Problem hat, geht zuerst zum Pfarrer, dann zum Dorfarzt und schliesslich zu mir!» Hauptmann Rusch ist fast immer erreichbar, tagsüber und auch abends. Ein Arbeiter, ein Angestellter könnte niemals so präsent sein wie er, auch ein Selbständiger nicht. Klar, oft kämen die Leute wegen eines Pappentstiegs. Aber wenn sie nicht eine halbwegs vernünftige Antwort erwarteten, kämen sie ja wohl schon längst nicht mehr.

Hauptmann Rusch lässt den Blick über seine Liegenschaft wandern. Hier auf dem Neuhof ist er als Einzelkind aufgewachsen. Als der Schotz-Johann – der mit richtigem Namen Johann Rusch heisst – seine sieben Jahre im Schulhaus Gonten abgesehen hat, kommt Kurt gerade in die erste Klasse. Auch ihm blühen sieben Jahre, auch halbtags. Sein Vater betreibt nebst der Landwirtschaft noch eine kleine Fuhrhalterei. Im Winter transportiert er nebst anderem bis in die Fünfzigerjahre hinein Torbe, das im Gontner Moos gestochene und dann getrocknete Torf.

1964 ist ein wichtiges Jahr: Kurt Rusch heiratet die Gontnerin Cäcilia Koch und übernimmt den Neuhof von seinen Eltern. Während der nächsten gut zwanzig Jahren wird die Familie immer grösser: ein Sohn und fünf Töchter werden geboren. Der nicht ganz zehn Hektaren grosse Betrieb mit zehn Kühen, zehn Stück Jungvieh und einigen Zuchtschweinen genügt nicht, um eine so grosse Familie zu unterhalten. Kurt Rusch muss einen Nebenerwerb suchen und findet ihn auf dem Bau, im Tiefbau. Gleichzeitig engagiert er sich aber auch im Bezirk als Kirchenrat oder als Vize-Kommandanten der Gontner Feuerwehr.

1982, ein ebenfalls wichtiges Jahr: Kurt Rusch wird zum stillstehenden Bezirkshauptmann gewählt und damit automatisch auch in den Innerrhoder Grossen Rat. «Die Gontner wollten einfach wieder einen Bauern als Hauptmann, ungeachtet seiner Qualitäten. Das war meine Chance, denn die Auswahl war nicht gross.» Neun Jahre später löst er den zurücktretenden regierenden Bezirkshauptmann ab. Als Höhepunkt seiner politischen Karriere wird Hauptmann Rusch ab

Mitte 1999 zum Grossratspräsidenten gewählt. Für ein Jahr lang ist er höchster Innerrhoder. Er geniesst dieses Amt, die damit verbundene Arbeit und die unumgänglichen Repräsentationspflichten.

Die Politik ist zum Nebenerwerb geworden. Mit einer Entschädigung von achthundert Franken pro Jahr hat er 1982 in diesem «Geschäft» angefangen. Heute ist dieser Betrag zwanzig Mal höher. Hauptmann Rusch hat ein paar sehr unangenehme Abgänge von der politischen Bühne miterlebt. «Wenn ich dann irgendwann abtrete, heisst es vielleicht auch: Wir sind froh, dass wir diesen Lappi fort haben.» Dann bleibe ihm wenigstens der Gedanke «an ein anständiges Löhnlein», immerhin. Bis zur Hälfte seiner Arbeitszeit setzt Hauptmann Rusch für Bezirk und Kanton ein, häufig abends und nachts. Das gehe nur deshalb, weil seine Frau im Landwirtschaftsbetrieb tüchtig mithelfe, er auch auf die Unterstützung seiner Kinder zählen könne.

Die Liste der Funktionen von Hauptmann Rusch auf verschiedenen Ebenen ist lang. Eine kleine Auswahl: er ist Präsident der Feuerpolizeikommission, Mitglied in der Vormundschaftsbehörde des Inneren Landesteils, OK-Präsident des Appenzeller Kantonschwingertages, Delegierter für Mobilmachung und Pferdestellung, Präsident der Jugendschutzkommission und Bezirksvertreter bei der Inventaraufnahme für die direkte Bundessteuer.

Und vielfältig und abwechslungsreich sind die Aufgaben und Fragen: Müssen die Greens des Golfplatzes wirklich auch am Sonntag gemäht werden? Braucht Gonten eine Rodelbahn? Wann wird das bezirkseigene Hotel Jakobsbad verkauft? Mit wieviel zinslosen Darlehen können Stallneubauten unterstützt werden? Was trägt der Bezirk zum Aufstiegsfest des Volleyballclubs in die Nationalliga A bei? Wie soll die Bundesfeier gestaltet werden? Welchen Wasserversorgungen kann aus dem dazu eingerichteten Fonds geholfen werden? Was spricht für oder gegen den Bau eines Gefängnisses in Gonten?

Hauptmann Rusch ist 60 Jahre alt geworden. Über seine Rücktrittsabsichten sagt er noch nichts. Ewig werde er sicher nicht bleiben. Vorher müsse aber noch sein «Thronfolger» gefunden werden. Dazu möchte er schon etwas zu sagen haben. «Ein Bauer sollte es wieder sein, der Zeit hat und sich die Zeit auch nimmt für dieses Amt.»

In den Jahren nach dem Rücktritt und nach der Pensionierung möchte er die Sommer am Liebsten auf seinem Älpli am Kronberg verbringen. Und das Amt als Präsident der Wasserversorgung Gonten wird ihm auch noch etwas Arbeit beschern. Was er sonst noch gerne mache? «Einen Jass!» Aber er wird sicher nicht auf dem nahen Golfplatz anzutreffen sein. Für diesen Sport kann er sich nicht begeistern. Das Schwingen hingegen habe er schon immer interessiert verfolgt, besonders seitdem sein Neffe und Schwingerkönig Thomas Sutter dabei sei.

Leicht wird ihm das Abtreten nicht fallen. Das weiss er. Aber er hat sich bewusst Gedanken gemacht über das Leben danach. Und warum sollte ihm nicht auch dieser Übergang gelingen?

Zwei Einzelkinder, zwei Bauernsöhne, der Johann Rusch vom Schotz und Kurt Rusch vom Neuhof, zwei Leben, zwei Schicksale. Ein Schulhaus, eine Kirche, ein Dorf. Wer stellt hier die Weichen?

Albert Elmiger, 1955, aufgewachsen «i üsem Dorf Brogge», St.Gallen; der diplomierte Forstingenieur ETH wohnt mit seiner Familie in Appenzell und arbeitet dort als Adjunkt beim Innerrhoder Meliorationsamt